

Nieten und Treffer [Fortsetzung]

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



⚡ Nieten und Treffer. ⚡

Humoristische Novelle von Rudolf Kelterborn.

IV.

Als Matthieu den Kreis der Abendgesellschaft in der Veranda verlassen, traf er das Dienstpersonal in den Korridoren in großer Bewegung. Es stand im Vestibül ein Ankömmling, dessen brandichwarzer Haarwuchs einen Italiener vermuten ließ; doch sein eigenümlich betontes, mit etwas schwerer Zunge gesprochenes Deutsch mit dem sägenden *s* verriet bald, daß seine frühesten Stammeltern allerdings dem Süden, dem Land Kanaan, angehörten. „C'est le roi, qui vient visiter la reine!“ hörte man flüstern. Und das klärte sich bald dahin auf, daß Herr Salomon Goldstein als Präsident der Aktiengesellschaft, zu deren Inventar der Galmen zählte, ganz unerwartet von Frankfurt eingetroffen war, um einen Blick in das hier regierende Thun und Treiben zu werfen. Als nun der Herr Doktor Myriam durch die halboffene Thür des Besezimmers sah, wie ihm die schöne Louise als einem Bekannten vertraulich die Hand bot, die Christin dem Juden, da fiel ihm ein Zentnerstein aufs Herz; ihm ward's flammenklar, daß unter dem Namen regina fürderhin nicht mehr eine Aktiengesellschaft zu verstehen sei, sondern sie, die Schönste unter den Schönen, die ihn noch vor wenigen Minuten in offener Gesellschaft in so auffallender Weise in Schutz genommen. Mehr als je spürte er wirbelnd den Gedanken in seinem Gehirn, wie schön es wäre, wenn er diese Dame öffentlich als seine Königin erklären dürfte. Es ward ihm eng in der Brust, er mußte nach Luft schnappen, es trieb ihn in die Weite.

So machte er sich denn, die Kehle etwas zugeschnürt, auf den Weg und suchte, wo ihm der Himmel einen

Ausweg seiner dumpfen Leiden gewähren möchte. Thalwärts schreitend, verließ er des Kurhauses nächste Umgebung und bekam bald ganz unerwartet eine geschwätige Reisegefährtin, Petronella, die sich endlich auch auf den Heimweg gemacht hatte und nun froh war, einen anzutreffen, mit dem sich ein Wörtchen plaudern ließ. Die Baßenwirtin redete den Einjamen gleich als einen Bekannten an: „Das ist schön, Herr Professor, daß Sie uns auch einmal die Ehre schenken und unser Heimwesen besuchen wollen!“

Myriam hatte letzteres durchaus nicht im Sinn gehabt; nun aber ging er auf die zudringlich schlaue Redewendung ein und beschloß, seinen Aerger mit einem Fläschlein Lacôte wegzuschwemmen.

Als Blanche die beiden herankommen hörte, wandte sie sich, ihren Pflichten nachzugehen, statt sehnsuchtsvoll in die Ferne zu staunen, wo die Sängerschar in der Dämmerung verschwand.

„Tiens! tiens!“ meckerte der Doktor, da ihm Petronella das Mädchen als ihre Schwester vorstellte. Dabei puzte er vorerst den Nasenklemmer mit dem Schnupstuchzipfel und gaffte sie dann so klozig an, daß sie ihm unwillig den Rücken wandte. Der Mensch war ihr vom ersten Augenblick an zuwider, und es half nichts, daß die ältere Schwester mit scharfer Betonung verlangte, Blanche solle ihm einen Schoppen Ganzguten holen. Es half auch nichts, daß der Gelehrte halb gut- halb ungutdeutsch den Wein als trinkbar, die Wirtschast als gar nicht so übel und die Kellnerin als „hübsches Kind“ gelten ließ. Vollends verstimmt ward das „hübsche

Kind", als er gleich hämische Bemerkungen machte, wie sie der Petronella den Besuch der Säger und des bei ihnen hochangesehenen Knechli erzählte.

"Wie kann ein Mensch Knechli heißen!" meinte Myriam achselzuckend.

Und nun gings so fort in diesem Ton über alles und jedes, daß Petronella ihre helle Freude daran hatte und Blanche schier aus der Haut fuhr. Darum ward diese um so schweigsamer, je beredter jene sich zeigte. Dem Matthieu war es darum zu thun, von Petronella, die er von ihrem frühern Dienst her kannte, allerlei über die Gäste auf dem Galmen zu erfahren, und da kam er bei der Bazenwirtin an die rechte Quelle, hatte sie doch ein ganz besonderes Vergnügen daran, ihrem Zuhörer was aufzubinden und ihn recht vergnügt zu

schmecker!" rief sie, als wär' ihr der leidhaftige Bizli-
buzli erschienen. Er verlangte ein Gebranntes und sagte mit kuriosem Lachen, er wolle nicht stören, er sei halt schon lange nicht mehr in der Gegend gewesen.

Blanche that nicht so albern; sie blieb, als sie das Gläschen herbeigebracht, absichtlich bei dem Manne stehen, weil ihr die Art und Weise dieses Sonderlings immer noch lieber war als des Doctors Gezisch und Geschnatter. Der Wasserstecher Durs Gaudens war aber auch eine Erscheinung, an der man schon, ohne seine Rede zu hören, genug zu studieren fand. Er war ein Sachverständiger in Tiefen und Höhen, Sternentlauf und Wasseradern, ein Kenner alles Lebendigen und Toten, von den Kellerasseln, die er getrocknet in einem Güterlein mit sich führte und gegen Gift verkaufte, bis zu der bösen Sucht



machen. Am meisten interessierte es ihn, daß dieselbe schöne Finanztochter Louise hier einmal mit ihrem Vetter und einem andern Herrn verweilt und lange mit denselben in lebhaftestem Gespräch verwickelt gewesen.

"War der andere Herr vielleicht ein Israelite, einer mit schwarzem Haarwuchs?" fragte Matthieu möglichst arglos.

Mit der Miene durchdringender Ueberlegenheit erwiderte die Gefragte: „O nein, der wars nicht, s'war ein älterer Herr, schon hoch in den Fünfzigen, wahrscheinlich ein Verwandter. Mit dem Juden wird nichts, so gern es auch der Merkens zusammensfügte; das weiß ich zuverlässig, ich hab's selber von der Trösch erzählen hören, wie das Fräulein ein Grausen vor ihm hat, wenn sie noch so freundlich thut.“

Die Wirtin ließ sich in diesen Enthüllungen nicht stören, als ein häuslich gekleideter Mann der Berge sich auf einer Bank niederließ. „Jesus Maria, der Wasser-

im Menschengemüt, die er aus einem jüdischen Kräuterbuch zu bannen wußte; sicherlich wäre er in frühern Jahren als Zauberer verbrannt worden; denn nach dem Glauben des Volkes verstand er die Sprache der Tiere, konnte das Wetter richten und hatte den „scharfen Blick,“ durch klasterdickes Gestein Quellen zu entdecken und zu lösen, und hätt's im Juraland Goldadern gegeben, er hätte sie sicherlich herausgefunden, so gut wie den gefrorenen Erdwurm, einen seltsamen Stein, den er einst aus dem Letten gegraben und verwahrt hielt, sonderbar gedreht und glitzernd wie Gold; aber er war von der andern Sorte, nicht von der, wie es die Bankleute gern haben.

Auch im Museum der Landeshauptstadt hatte man ihm blos ein oder zwei Fränklein geboten; er war aber schlau genug, den Schatz nicht herauszugeben, sondern er trug ihn wieder heim und verbarg ihn in seiner Waldhütte, bis die Leute zu besserer Einsicht kämen.

DIE SCHWEIZ
12777

Jetzt, angefächelt der schönen Welschen, glaubte er, einen neuen Schatz gefunden zu haben, nicht für sich, dem ganzen Lande zum Besten; denn er machte die lauschende Blanche aufmerksam, sie solle sich doch melden; bei dem bevorstehenden Sängersfest würden saubere Mädchen aus allen Landesteilen als Aufwärterinnen gesucht, kriegten flotte Bezahlung, und jede ein Extrahäubchen, mit den Landesfarben geziert; da könne eine ihr Glück machen. Es sei doch etwas andres, einmal der ganzen Thalschaft und den Besuchern aus der Kantonshauptstadt unter Augen zu kommen, als hier oben den Besenbindern und Wasserschmeckern das Gläschen zu füllen, wie er einer sei; wo man nur hinkomme, höre man davon, daß sich die Schönsten aufmachen, und es könne nicht fehlen, sie werde unter den Schönsten die Allerschönste sein.

Blanche lachte dazu.

Nicht so Petronella; ihr fuhr es wie ein Blitz durch den Sinn, daß der Wasserschmecker den Nagel auf den Kopf getroffen. Wichtig, Blanche mußte an das Sängersfest, aber nicht, um von dort aus ihr Glück anderswo zu suchen, sondern für den „letzten Bagen“ Reklame zu machen. Diesen Gedanken behielt sie weislich für sich und hörte wieder, zwar scheinbar eifrig mit Gläserspülen beschäftigt, aufmerksam zu, wie nunmehr der Herr Doktor belferte über die schweizerischen Nationalfeste, unter denen ihm die Sängersfeste am aller-verbastetsten seien, da höre er lieber den Rauzen zu im Steingeklüft als dem Didelbum der Liederkränze von Oberdorf und Niederwyl.

Der schalkhafte Gaudens, der bei all seinem naturhistorischen Hokuspokus wenigstens das Eine, des Menschen Sinnen und Trachten, Schein und Wesen, gründlich kennen gelernt hatte, nahm der giftigen Bemerkung ihren Stachel und sprach: „Ich hab's auch so, aber ich

laß jedem seine Freude; doch wo ich mit meiner Borstenhaube — er wies auf seine Zigelmütze — nicht hingehöre, da ist ein Mädchen wie dieses am Platz, sich selbst zur Lust und dem ganzen Land zur Ehre.“

Dieser Widerspruch und überhaupt der Mut des Mannes, in seiner Gegenwart das Wort zu führen, ärgerte den Stadtmenschen so, daß er halblaut zu Petronella sprach: „Das ist der Fluch in unserm Lande, daß man am Tage den Fliegen und Bremsen und bei Nacht dem Böbel ausgesetzt ist, und keinen Winkel findet, wo man ihrer Zudringlichkeit entgeht.“

Jetzt gabs ander Wetter! Auf einmal piff Durs Gaudens in die Luft und stellte sich wie ein Räuberhauptmann vor Matthieu, der ängstlich näher an die Wirtin heranrückte und dem auf einmal bei der späten Abendstunde der letzte Bagen als eine Spelunte er-

DIE SCHWEIZ
12778



Eine Bärenjagd.

Von Emile Maisson, Paris.

(Mit sechs Originalzeichnungen von Evert van Nuyden.)

Wer sich als Nimrod fühlt, nach Geburt und Leidenschaft, hat gewiß schon oft die nicht ganz gewöhnliche Anwendung empfunden, er möchte einmal eines der berühmten Bären-Beefsteaks essen, von denen Alexander Dumas in seinen „Schweizer Reise-Eindrücken“ so verlockend zu plaudern weiß. Aber er darf dann nicht etwa nur nach Bern reisen, wo man mit großen Kosten Bären als lebende Wappentiere der alten Republik aufzieht. Die sind verbotenenes Wildbret; alle andern Mützen sind in Bern bis auf die letzte Spur verschwunden und existieren nur noch in den alten Jagdgeschichten ihres undankbaren Ur-Vaterlandes.

An andern Orten aber gibt es immer noch welche, z. B. in Hochsavoyen, in einem Winkel am Lac d'Annecy.

Dort hinten, im Walde von Douffart, muß sein Glück versuchen, wer eine ächte Bärenjagd mitmachen will. Man kommt auf sehr einfache Art dorthin; denn das Dampfschiff trägt unsern Nimrod bis dicht zum Wohnplatz des Dom Bruno.

— „Verzeihung,“ höre ich da fragen; „aber wer ist die gelehrte oder ritterliche Persönlichkeit, die im Vaterlande des heiligen Franz von Sales auf diesen Namen hört?“

— „Kein Geistlicher und kein Ritter.“

— „Wer denn also?“

— „He nun, kein anderer als der braunröckige Sohlengänger, dessen Wohnort ich soeben genannt habe. Denn so und nicht anders heißt scherzweise im Lande Florimontanens der Gast im Walde von Douffart, und er trägt, ohne im übrigen darauf zu hören, diesen ehrenvollen Spitznamen ganz würdig und gelassen.“

Er steht eigentlich nur so aus wie ein Scheusal, der arme Kerl, und ist im übrigen ein ganz gutmütiger Burche. Wenn man ihn angreift allerdings, so ver-

schien. „Rennen wir uns nicht schon lange?“ fragte der Dorfdoctor den Stadtdoctoren. „Habt Ihr nicht vor Jahr und Tag, da Ihr noch ein Studentlein waret, einem lustigen Schwaben, einem Chemiemann von der Studentenschule in Basel, dreingeschwätzt, albern wie ein Gebschnabel, da er uns seine Stücklein vormachte? Droben auf dem Galmen wars in der Gesindestube! Hat er Euch nicht, da Ihr dem Knechtli und Meinrad als Dorfschulmeistern hochnäsiger übers Maul gefahren, hingestellt wie ein Büblein auf der Gselbank? Noch weiß ich wie heute. Und der Meinrad ist indessen Professor an der Kantonschule geworden, und der Knechtli, wenn ers annimmt, sitzt nächstes Spätjahr im Nationalrat, dieweil Ihr's vielleicht nicht einmal zum Stimmenzähler gebracht habt.“

(Fortsetzung folgt.)

teidigt er sich wacker, und das ist, denk ich, eigentlich nichts als sein gutes Recht. Er ist nämlich mit Vorliebe Pflanzenfresser, und ganz besonders erpicht ist er auf reife Trauben und erst nachher . . .

„Fleischfresser ist er,“ schreit mir ein verbohrtter Zoologe in die Ohren.

Kein, behaupte ich, er ist Vegetarianer, und fast hätte ich Lust beizufügen: Die bösen Zungen gehören Fleischfressern.

Meine erste Begegnung mit Dom Bruno fand im Jahr 1876 statt, zur Zeit der Weinlese, als die Traubenhügel von Talloires und von Menthon-Saint-Bernard, sowie die des jenseitigen Seegeländes noch nicht von der Reblaus verheert waren.

Unter dem Vorwand eines archäologischen und numismatischen Streifzuges hatte mich der zweite Konservator des Museums von Annecy, Herr Cloi Serand, nach Leschaux, einem Dorfe am Abhang des Semnoz, geschleppt: man habe dort ein Grab aufgedeckt „mit etwas drin für die Herren Antiquare“. Diese Herren hatten nun wirklich nichts zu bereuen; der Tag war so schön, wie man sich's nur wünschen konnte, die Luft so durchsichtig, daß die Alpen im Himmelsblau wie gebadet schienen.

Sie und da tauchte aus der Ferne, gleichsam aus den Tiefen des Sees, ein Adler auf, oder man hörte den erschreckten Ruf eines Vögeleins.

Wir saßen vor der Thür eines Wirtshauses am Tisch, vor uns einen Laib Brot, ein Stück Käse, den sie dort „Roblochon“ nennen, und eine Flasche weißen Landwein. Dazu genossen wir einen der wunderbarsten Fernblicke, die es hienieden für einen Menschen gibt, dessen Gemüt für die Schönheiten der Berge nicht unempänglich ist.